



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Die katholischen Elemente in der deutschen Literatur. 6.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

diese selbst unter dem neuen Gesetz noch knurrt, und daß sie sich hier und da an der Kette zu reiben sucht, ist begreiflich. Als aber am 9. Juni ein Börsenagent sich erlaubte, in seinem Kursblatt einige Bemerkungen über die „Staatsbörse“ zu machen, wurde ihm sofort der fernere Zutritt zu derselben verboten.

Fährt man mit der Handhabung des Börsengesetzes in Zürich so fort, so wird man damit unzweifelhaft manches Gute stiften. Anderwärts bestehen wohl strengere Bestimmungen hinsichtlich der Börse, aber es handhabt sie niemand. In Frankreich sind z. B. die Differenzgeschäfte und deren Unterstützung gänzlich verboten, aber dennoch wird beides offen betrieben. Ausdrücklich verboten sind nach Art. 419 des Code pénal: 1. die Verbreitung falscher Nachrichten; 2. der Aufschlag von Agio; 3. Syndikate zur Vertreibung von Börsenpapieren und Leitung der Kurse; endlich 4. alle übrigen betrügerischen Mittel zum Zweck des Börsengewinnes. Nicht minder ist, wie oben erwähnt wurde, den Maklern der Abschluß eigener Geschäfte verboten. Aber die französische Börsenkontrolle hat nur die Börsensteuer im Auge, und sie kennt nur die Steuerstrafgesetze; um die andern kümmert sie sich nicht. Außerdem hat der Finanzminister sogar ein gewisses Interesse an der Agiotage, denn wenn die Kurse hoch hinaufgetrieben werden, dann steigt auch die Umschlagsteuer. Endlich haben allerdings die französischen Advokaten gewußt, gerade diesem Artikel die Spitze abzubringen, indem sie behaupten, es müsse sowohl die böse Absicht als der böse Erfolg nachgewiesen werden.

Wenn auch die Börse gegenwärtig die stärkste soziale Macht darstellt und sich selbst herausnimmt, den Gesetzen ein Schnippchen zu schlagen — wie dem Schluscheinsteuergesetz —, gerade ihre zunehmende Macht und Reckheit der Staatsgewalt gegenüber muß zu einschneidenden Maßnahmen führen. Noch bevor das neue Börsensteuergesetz erschien, ist im deutschen Reichstage ein Antrag auf Erlass eines organischen Börsengesetzes gestellt worden. Die Verwirklichung dieses Antrages kann nicht ausbleiben.



Die katholischen Elemente in der deutschen Literatur.

6.



ie Bedeutung des Konvertitenelements innerhalb des katholischen Teils der deutschen Welt beruhte vor allem darauf, daß sich der von maßgebender Stelle in Rom gewünschte, ja unerbittlich geforderte Bruch aller poetisch und künstlerisch strebenden Katholiken mit der deutschen Bildung in den Kreisen der gebornen Katholiken nur schwer und unzulänglich, bei den Konvertiten im ganzen Um-

Grenzboten III. 1884.

39

fang und mit einer gewissen Leichtigkeit vollzog.. Die ungeheuern Erfolge, welche trotz des materialistischen Zuges der Zeit, oder besser eben wegen desselben, der Kirche auf allen Lebensgebieten zu teil wurden, erfüllten die Leiter und Leiter der Propaganda mit der Zuversicht, eine deutsche Literatur besonders für Katholiken hervorrufen zu können. Muster und Maßstäbe für diese Literatur waren natürlich durchaus dem Zeitalter der Gegenreformation und zwar den wenigen Jahrzehnten zu entnehmen, in denen der volle Fanatismus der zurückführenden Bestrebungen obgewaltet und die kirchliche Autorität mit stärkster Wucht auf den katholischen Völkern gelastet hatte. Selbst alle Zufälligkeiten dieser Jahrzehnte galten als vorbildlich, und die katholische Gesinnung wurde nach dem Maße der mehr oder minder treuen Nachahmung und Haltung Tassos, Lopes und der dichtenden Jesuiten beurteilt. Um die ganze Richtung der modernen ultramontanen Literatur zu verstehen, hat man sich immer zu erinnern, daß die Zeit von der zweiten Hälfte des siebzehnten bis zum ersten Jahrzehnt des neunzehnten Jahrhunderts als die Periode der Klauheit und Lauheit von gewichtigen Stimmführern verurteilt, jede Annäherung an die Bildung dieser Zeit verworfen worden ist. Gerade hierfür entwickelten die Konvertiten das merkwürdigste Verständnis und eine instinktive Begeisterung. Für sie schlossen die Doktrinen vom Ende des sechzehnten Jahrhunderts, deren Wiederholung den gebornen Katholiken längst zum Ekel geworden war, noch Offenbarungen und Anregungen in sich, die mit Eifer verfochten und weiterverbreitet wurden. Es ist höchst charakteristisch, daß auch nicht einer der Konvertiten den Versuch macht, die Kirche, zu der er übergetreten ist, in dem Lichte zu sehen, in welchem sie den in ihr aufgewachsenen erscheint, ihre freundliche, helfende und schirmende Gegenwart mit dem Gemüt zu erfassen. Sie haben immer die streitende, die siegende und triumphirende Kirche im Auge, sie verkünden unablässig, wie es die Autoren des sechzehnten Jahrhunderts gethan, daß der große Drache der Rebellion bald niedergeworfen sein und die Kirche dann, aber auch dann erst, ihres Amtes in Liebe walten werde. Sie helfen das Bild der alten Kirche, welches dem deutschen Volke von der Reformation und den Glaubenskriegen her in der Phantasie geblieben ist, immer neu auffrischen. Sie schädigten im allgemeinen der Sache, der sie sich gewidmet, aber gleichviel, sie trugen gewisse Vorstellungen, Gedanken und Stimmungen, welche dreihundert Jahre früher auf deutschem Boden umsonst ausgesät worden waren, aufs neue herbei, man gewöhnte sich, dieselben nicht mehr als spanische und wälsche, sondern als einheimische Produkte anzusehen. Und sie wiederholten so zuversichtlich oft, daß die Welt, Deutschland der Welt voran, wieder Zuflucht unter dem Felsen Petri suchen müsse, daß sich wenigstens eine Anzahl von Gläubigen fand.

Wundersam ist's, wie in grundverschiednen, unter den gegensätzlichsten Lebensbedingungen aufgewachsenen Naturen unmittelbar nach der Konversion der gleiche Drang erwacht, die Welt im Lichte der tridentinischen Beschlüsse zu

sehen. Die Raumweite und Zeitenweite der großen Kirchengeschichte und die unübersehbare Mannichfaltigkeit der kirchlichen Erscheinungen schrumpfen in der Anschauungs- und Kampfwaise dieser Konvertiten merkwürdig zusammen; der Geist der Jahrhunderte und aller großen kirchlichen Bildungen wandelt sich in den Geist zweier Menschenalter und in den Lebenshauch, der die Schöpfung der Jesuiten durch Jakob Lainez, Franz Borgia und Aquaviva beseelt hatte. Wie mit unausweichlicher Notwendigkeit machen die Konvertitendichter, gleichviel, ob sie Vergangenheit oder Gegenwart darstellen, Propaganda für diesen Geist, selten überkommt sie eine Ahnung des mächtigen innern Lebens, das in ihrer Kirche neben demselben obgewaltet. Das läßt sich deutlich ersehen an den Werken zweier so gewaltig durch Lebensläufe und Schicksale getrennten poetischen Konvertiten vom Ende der vierziger Jahre, wie Wilhelm Meinhold und der Gräfin Ida Hahn-Hahn. Keines Dichters Phantasie hätte weiter auseinanderliegende Lebenswege, Bildungsmomente und persönliche Anlagen erdenken können, als die des protestantischen Landpfarrers von Roserow und Krummin und des hochgeborenen Blauschrumpfs, welcher mit den Romanen „Der Rechte,“ „Gräfin Faustine“ und „Ulrich“ die gährende und nach neuen Offenbarungen der Leidenschaft durstige deutsche Welt zu Anfang der vierziger Jahre entzückte. Die Wiegen beider hatten freilich nahe genug beieinander, an den Ufern der Ostsee, im mecklenburgisch-pommerschen Niederdeutschland gestanden. Aber sonst hätte das schärfste Kombinationsvermögen eines gruppierenden Literaturhistorikers nichts erdenken können, was diese beiden literarischen Persönlichkeiten je unter einen Gesichtspunkt gestellt hätte. Der Landpfarrer, noch im vorigen Jahrhundert (1797) geboren, in der Heimat den Studien obliegend, in Schul- und Pfarrstellen auf der Insel Usedom und in den Dörfern von Vorpommern hin- und hergeschoben, ein stilles Landpfarrerleben mit mannichfachen poetischen Gestalten erfüllend und mancherlei Anläufe zum literarischen Ruhme nehmend, der ihm nur einmal winkt, als er mit seiner in der Sprache des siebzehnten Jahrhunderts abgefaßten „Bernsteinbeze“ ein Nachfolger der Chatterton und Ireland, ein Vorläufer des modernen archäologischen Romans geworden war. Eine kräftige, warme und ehrliche Natur, aber ohne ausgebildeten Sinn für Reinheit und Schönheit der Form, hatte Meinhold sich in frischen Gedichten und Balladen, im Epos und Roman versucht. Aber sowohl sein „Schill“ als sein großes Gedicht „Otto Bischof von Bamberg oder die Kreuzfahrt nach Pommern“ lagen mit ihren Stoffen wie mit ihrer Ausfühung so außerhalb der Stimmungen, die in den dreißiger und vierziger Jahren das deutsche Publikum beherrschten, daß sie nur in sehr kleinen Kreisen beachtet wurden. So entging denn der Aufmerksamkeit ein bemerkenswerter Zug starrsinniger Opposition gegen die geistige Strömung der Zeit, eine dem pommerschen Landpfarrer sicher selbst unbewußte Neigung für hierarchische Weltordnung! In seiner Landeinsamkeit, zwischen seinen Büchern und Manu-

skripten war der Dichter der „Bernsteinhege“ zu einer Auffassung und Anschauung gediehen, welche ihn der Konversion nahe führte. Es bedurfte nur noch der Stürme von 1848 und 1849, ihn zu derselben vollends zu reifen.

Und nun im Gegensatz zu dieser stillen, in sich gefehrten, auf rein geistigem Wege zu einer großen geistigen Wandlung reisenden Dichtereigenschaft die dichtende und schreibende mecklenburgische Gräfin, in allen Salons von Europa zu Hause, ein Stern, wenn auch ein Irrstern dessen, was sich ausschließlich die „Gesellschaft“ nennt, auf Reisen lebend und in Frankreich, Italien, im Orient selbst ihre Phantasie mit den Bildern füllend, die sich der Usedomer Pfarrer nur im dichtenden Traume vor die Seele rufen konnte, in derselben Welt mit durstiger Seele und durstigen Sinnen den „Rechten“ suchend, den sie niemals findet, alle Stimmungen und Widersprüche ihres Innern in Büchern in die Welt hinausschreibend, die zuletzt doch mehr suffisant als geistreich, mehr komödiantisch-fokett als leidenschaftlich waren, aber gelesen, verschlungen, bewundert wurden! Und diese Natur, nachdem sie alles ausgekostet hat, was ihre Welt zu bieten vermag, wird von dem Sturm des Jahres 1848 gleichfalls durchschüttert, sie wirft sich mit dem unverminderten Bedürfnis nach „Emotionen,“ nach Bewegung und neuer Lebenserfahrung, der Kirche in die Arme und schreibt im Büsserinnenkloster und im Nonnengewand Romane, Romane und wieder Romane, um die alten Insolenzen gegen alles, was verhängnisvoller Weise bürgerlich geboren ist oder gar von seiner Hände Arbeit leben muß, mit neuen Phrasen vorzutragen. Während die Wendung Wilhelm Meinholds zur katholischen Kirche auf einem verschlungenen Pfade erfolgt, der sich den Blicken und dem Urteil vielfach entzieht, schreitet die Gräfin Ida Hahn-Hahn auf dem breiten, keinerlei Geheimnisse darbietenden Magdalenenwege „von Babylon nach Jerusalem.“

Aber nun, wo die beiden grundverschiednen, im Leben soweit getrennten Menschen bei ihrem Ziel angekommen sind, nun tritt die merkwürdige Übereinstimmung ein, auf welche wir oben hindeuteten. Wohl schreibt Meinhold seiner literarischen Vergangenheit getreu eine Art historischen Romans „Der getreue Ritter oder Sigismund Hager und die Reformation,“ wohl hält sich die Gräfin Hahn-Hahn in ihren Romanen „Maria Regina,“ „Doralice,“ „Zwei Schwestern,“ „Peregrin,“ „Die Geschichte eines armen Fräuleins,“ „Kirwana,“ „Der breite Weg und die enge Straße,“ „Wahl und Führung“ u. s. w. in den Kreisen der modernen Welt, aber die geistige Grundstimmung wird jetzt einheitlich. Nichts wissen beide von ihrer neuen Kirche zu rühmen, als daß sie Autorität sei, daß sie die (politischen oder sinnlichen) Leidenschaften der Menschen zähme, daß sie Schranken aufrichte gegen unbequeme Neuerungskluft und wildaufwallende Gelüste. Da quillt nirgends der Brunnen des Heils, nach welchem die verschmachtende Seele lechzt, da ist nichts von dem ewigen Frühling, welchen Angelus Silesius geschaut, in welchem die Rose des Herzens Gott entgegenblüht, nichts von der Ruhe des Gemüts, die sich mit Gott vollkommen eins weiß, nichts

auch von dem seligen Suchen und Tasten nach einer reinen, unverlierbaren Wahrheit. Da ist nur Kampf, Polemik, tausendfältige Anpreisung der Dressur, die in den Jesuitenschulen zur Vollkommenheit ausgebildet worden, Unterwerfung des Willens unter Leute, die ihrerseits gar nicht willenlos sind, sondern gewisse Dinge sehr entschieden wollen, und am letzten Ende immer nur die Versicherung, daß Frieden, Glück, edlere Bildung und die Zukunft der Menschheit an die siegreiche Wiederaufnahme und Ausbreitung der Gegenreformation gebunden sei.

Waren es vorzugsweise die Konvertiten, welche diese Anschauung verkündeten und poetisch vertraten, so fanden sich doch, namentlich in den beiden jüngsten Jahrzehnten, vom ersten Wetterleuchten bis zum stärksten Ungewitter des „Kulturkampfes,“ auch geborene Katholiken genug, die sich geistig nicht höher erhoben. Die Einwirkungen der Geschichtsuntersuchungen und -Rettungen, welche jahrzehntelang in den Münchener „Historisch-politischen Blättern“ fortgesetzt wurden, machten sich natürlich auch in der katholischen Belletristik geltend. Hielt man an der Verherrlichung der großen katholischen Restaurationsbewegung vom Ende des sechzehnten Jahrhunderts fest, forderte man unumwunden, daß die weltgeschichtliche Weiterentwicklung da wieder anzuhoben habe, wo sie, ungefähr um die Mitte des dreißigjährigen Krieges, unverrichteter Sache steckengeblieben sei, so hatte man doch begriffen, daß die Empfindung des neunzehnten Jahrhunderts an den Greueln der Inquisition, der Bartholomäusnacht, an den Scheiterhaufen Giordano Brunos und Lucilio Vaninis unüberwindlichen Anstoß nehme. Es galt also, einmal (neben der allgemeinen Versicherung, daß unsre Zeit mit geistigen Waffen zu widerlegen und zu siegen suche, wo andre Jahrhunderte mit dem scharfen Biß des Schwertes widerlegt hätten) der Reformation und dem Protestantismus, bei denen es ja gleichfalls an recht schlimmen Menschlichkeiten und gelegentlichen empörenden Unmenschlichkeiten nicht gefehlt hatte, die größern Greuel zuzuschreiben, sein Konto mit den schlimmsten Erinnerungen zu belasten. Die Pariser Mordnacht, die Zerstörung von Magdeburg und eine ganze Reihe andrer Vorgänge, welche die leichtgläubige Welt bis dahin als Erfolge des gegenreformatorischen Fanatismus betrachtet hatte, wurden nun als besondere Schandflecke der Kegerei ausgedeutet. Die Gegenreformation hat immer und überall nur mit den mildesten Mitteln zu wirken versucht, die Predigten und Belehrungen der Väter Jesu haben überall, wo man sich ihnen nicht in verstockter Bosheit entgegengesetzt hat, die Sehnsucht nach und die freiwillige Rückkehr zu der alten Kirche gefördert. Gewalt ist nur angewendet worden, um den haarsträubenden Verfolgungen der Katholiken durch die Protestanten ein Ziel zu setzen. Dabei aber ist dann wohl ein- und das andermal vorgekommen, daß die Verfolger zu Verfolgten geworden sind. Diese wunderliche Tendenz einer rücksichtslosen, allen Thatfachen keck ins Gesicht schlagenden Geschichtsfälschung befolgt beispielsweise der gepriesene historische Romanschriftsteller So-

Jesph Bischoff von Speyer, der als Konrad von Bolanden eine große Fruchtbarkeit entwickelt hat. Die Folge seiner in Mainz publizierten historischen Romane „Eine Brautfahrt“ (1857), „Franz von Sickingen“ (1859), „Barbarossa“ (1862), „Historische Novellen über Friedrich II.“ (1865—66), „Gustav Adolf,“ „Bankrott“ (1877), „Die Bartholomäusnacht“ (1879) zeigte ihn als einen jener Kühnen, die den Stier bei den Hörnern packen und den Heroen der Geschichte von vornherein jede edlere Eigenschaft und Seelenregung absprechen. Solange im katholischen Deutschland noch an die Möglichkeit sittlicher Motive auf der Gegenseite geglaubt wird, solange historische und poetische Darstellung nicht Hand in Hand die historische Phantasie umgebildet haben, könnten ja Annäherungs- und Einigungsversuche im Sinne des achtzehnten Jahrhunderts erfolgen. Mit kräftigem Pinsel, freilich mehr mit dem eines Maurers als dem eines Malers, führt dieser Walter Scott des Ultramontanismus Heroen der Geschichte vor. Barbarossa, Luther, Sickingen, Heinrich IV., Gustav Adolf, Friedrich I. erhalten in diesen Fresken Gesichtszüge, von denen ihre seitherigen Porträts wenig oder nichts wissen. „Das Gesicht zeigt,“ wie uns ein katholischer Literaturhistoriker belehrt (H. Reiter in den „Katholischen Erzählern der Neuzeit,“ Paderborn, 1880), die „Spuren ungebändigter niedriger Leidenschaft, selbstthätigen Strebens und hochmütiger Verachtung der göttlichen und menschlichen Gesetze. Selten oder vielmehr nie fällt ein Lichtstrahl edler Gesinnung in diese tiefste moralische Nacht.“ Diese historischen Helden oder besser Fragen werden regelmäßig Idealgestalten gegenübergestellt, denen ihre Klostererziehung neben der unbedingten Hingabe an die Kirche auch riesige Kräfte gegeben hat, welche sie zur größern Ehre Gottes gegen die Feinde der Kirche anwenden. Die Handlung in all diesen Romanen entspricht der Art der Charakterzeichnung, es ist Arbeit aus dem Größten, das darstellende Talent des Verfassers, seine Welt- und Herzenskenntnis bleiben weit hinter dem zurück, was wir bei Meinhold und Gräfin Hahn-Hahn finden. Denn natürlich hat sich ein streitbarer Belletrist wie Konrad von Bolanden auch nicht versagen können, mit Zeitromanen in die jüngsten Kämpfe einzugreifen; die absprechende Roheit und herausfordernde innere wie äußere Unwahrheit seiner historischen Romane wird erst verständlich, wenn wir die Bilder aus der Gegenwart erblicken, die dieser Dichter hinzustellen versteht. Alle gebildeten Katholiken hätten Ursache, gegen solche Produkte ihrer besondern konfessionellen Bildung zu protestieren; soviel uns bekannt, ist dies nur schüchtern und gleichsam nebenbei geschehen. Die Tendenz erweist sich auch hier als die Feindin nicht bloß der Ehrlichkeit, sondern auch des guten Geschmacks. Es ist allerdings die Frage, für welche Kreise der deutschen Katholiken diese Produkte bestimmt sind. Aber wenn auch anzunehmen ist, daß die poetische Geschichtsdarstellung Bolandens nur auf kleinbürgerliche Kreise, auf ein Publikum wirken soll, das daneben englische Kriminalgeschichten und ähnliche „sensationelle“ Erzeugnisse liest, so

wirft es immerhin ein schlimmes Licht auf das Verhältnis vieler höherstehenden Katholiken zur deutschen Bildung, daß jene höherstehenden auch nur wünschen können, die Erscheinungen Gustav Adolfs und Friedrichs des Großen möchten in der Phantasie weiterer Kreise nach den gräßlichen Mamequins Bolandens leben.

Höher als Bolandens Produkte stehen ihrem Gehalt und ihrer Charakterzeichnung nach die Romane des Wiener Sebastian Brunner, obschon auch sie nur einen sehr geringen Rang in einer Literatur einnehmen können, die Überfluß an gutgeschriebenen, künstlerisch komponierten Büchern hat. Sie spielen in Wien und Deutsch-Österreich und versuchen Zeitfragen in ihrem Sinne zu lösen. „Diogenes von Appelbrunn,“ „Genies Malheur und Glück,“ „Fremde und Heimat,“ „Die Prinzenschule von Möpselglück“ sind sogenannte humoristische Romane, bei denen der Humor weder in der Handlung noch in der Charakteristik, sondern meist in den witzigen Einfällen des Verfassers liegt, welche als Extrafeuerwerk zur Ergötzlichkeit des Lesers zum besten gegeben werden. Als die besten seiner Romane erscheinen auch uns „Fremde und Heimat,“ welcher in Toni Fischers Schicksalen diejenigen eines modernen Poeten, und „Diogenes von Appelbrunn,“ welcher die Geschichte eines begabten Findlings erzählt, der vom Schuster zu einem hervorragenden Geiger und schließlich sogar zu einem Mann von Vermögen wird. Die katholische Gesinnung und Überzeugung ist hier überall mehr Voraussetzung als Tendenz, die Ausblicke nach der zeitgenössischen Welt halten sich in engeren Grenzen, und obschon es an einigen Kapuzinaden gegen die Neugläubigen und namentlich gegen die Philosophen nicht fehlt, welche sich nicht freiwillig selbst für Esel erklären wollen (während doch jeder den andern für einen Esel schätzt), so erscheinen diese Romane doch nicht als direkte Verherrlichungen des Geistes des tridentinischen Konzils. Auffällig und bezeichnend aber ist wiederum der Abstand ihrer Erfindung und Darstellungskunst von den oben charakterisirten Schöpfungen der Konvertiten. Man kann sicher an einer und der andern Seite Brunners mehr Freude haben als an sämtlichen Romanen der Gräfin Hahn-Hahn, allein man wird doch immer einräumen müssen, daß die Darstellungskunst wie die eigentliche Poesie in ihnen unendlich dürftig sind. Die satirische Dichtung „Das Nebeljungenslied“ von 1845, eine Verspottung des vormärzlichen Liberalismus und seiner Agitatoren, wird von der katholischen Kritik als ein Extrakt von Geist und glänzender Subjektivität gerühmt; uns erscheint, ein paar gute Einfälle abgerechnet, das Ganze matt und breit. Wenn man „Die Nebeljungen“ mit dem gleichzeitig erschienenen satirischen Epos des Radikalismus, dem „Hans von Katzenfingen“ Reinhold Solgers vergleicht, so war der radikal-atheistische Poet bei aller Widerwärtigkeit seiner Tendenz dem konservativ-katholischen unendlich an Geist, Lebensfülle und prächtigem Formtalent überlegen.

Naturgemäß erlangte in den Zeiten des Kulturkampfes und der Kaplanhezkpresse die von dem charakterisirten Geiste inspirirte schöne Literatur ein

bedeutendes Übergewicht. Die Zahl der poetischen Nachahmer ist unter allen Umständen Legion; waltet aber in der Literatur irgendeine Tendenz vor, welche mit wenigen Gedanken, einem kleinen Vorrat allverständlicher Bilder und einem Gemisch von weltlich-leidenschaftlichen und religiös-inbrünstigen Schlagworten, die ungefähr die Meinung des Poeten und jedenfalls die seiner Leser treffen, zur Wirkung gebracht werden kann, so wächst sie zum Heer. Die deutschen Katholiken sollten die letzten sein, welche über die sich mehrende Zahl der literarischen Konvertiten und den Schwarm ihrer katholischen Nachzügler Freude empfänden. Denn wenn man die allmähliche Fanatisirung des kleinen katholischen Theils der deutschen Literatur genauer verfolgt, wenn man wahrnimmt, daß dieselbe zu neun Zehnteln von Geistern ausgegangen ist, die dem traditionellen wie dem inneren Leben der alten Kirche von Haus aus ganz fremd waren, wenn man beobachtet, wie sich die Autoren gegenseitig aus dem neunzehnten ins sechzehnte und siebzehnte Jahrhundert zurückheften, wie die Beschuldigungen gegen Protestanten und laue Katholiken, die anfänglich nur schüchtern und halb versteckt ausgesprochen wurden, mit der Zeit immer lauter, lärmender, prahlender erklangen, so brauchte man zwar nicht mit schwarzsiehtigen Naturen einen neuen Religionskrieg zu befürchten, aber man mußte sich eingestehen, daß, solange der Leib der deutschen Literatur gesund sei, er jederzeit, und sei es mit den verzweifeltsten Anstrengungen, diese ihm eingepflanzten Elemente wieder ausstoßen müsse. Zieht man in Betracht, daß diese eigentümliche poetische Vertretung des Katholizismus hauptsächlich nur in Deutschland (in Einzelercheinungen auch in Belgien und Spanien, neuerdings und seit Kardinal Wiseman in England) in Blüte steht, daß selbst so gute begeisterte Katholiken wie die italienischen Romantiker aus der Schule Manzoni's, weit entfernt waren, die wühlerische, zänkische, leidenschaftlich-gehässige Art des deutschen Konvertitentums, seiner geistigen Nachzügler und ihrer Lebensäußerungen zu teilen, so wird die ganze Richtung noch unerfreulicher. Es ist charakteristisch, daß die wilde Polemik gegen alles, was den letzten drei Jahrhunderten unter andrer Autorität als jener der Kirche gediehen und erwachsen ist, sich bei einer spanischen Dichterin deutscher Abstammung wiederfindet. Allerdings steht sie in Fernan Caballeros Schriften nicht so eindringlich im Vordergrund wie in denen der Gräfin Hahn-Hahn und tritt nie so roh und plump wie in Konrad von Volandens trotzigen Geschichtsverzerrungen auf. Fernan Caballero oder, wie sie von Haus aus hieß, Cäcilia Böhl von Faber war eine hispanisirte Deutsche, die Tochter eines deutschen Vaters und einer spanischen Mutter, einige Jugendjahre hindurch in Deutschland erzogen, aber noch vor ihrer Mündigkeit nach Spanien zurückgekehrt, durch dreifache Verheirathung und alle persönlichen Verhältnisse an Spanien gefesselt. Die warme Liebe, mit der sie sich an das schöne Westland klammert, die enthusiastische Bewunderung, welches sie für seine Menschen und Sitten, namentlich für alles zur Schau trägt, was noch dem

Spanien des Hauses Österreich angehört, äußern sich, neben prächtigen Lebensdarstellungen im einzelnen, hauptsächlich in dem Zorn gegen die Andersgläubigen, gegen die Ruchlosen, die das Wort Duldung nur auf die Lippen nehmen und Bedenken tragen, aus dem Christuswort: „Wer nicht für mich ist, ist wider mich“ die Konsequenzen der spanischen heiligen Inquisition und der Moriskenverbannung zu ziehen. Wer wollte in alledem einen Zug jenes Wesens verkennen, das gerade den deutschen Konvertiten eigentümlich ist! Cäcilia Böhl war von Kind auf im katholischen Bekenntnisse erzogen worden, doch das Bewußtsein, einen protestantischen Vater zu haben (Johann Böhl von Faber trat erst 1813, im sechzehnten Lebensjahre seiner Tochter, zur alten Kirche über), durch die Bande des Blutes einer deutschen protestantischen Familie anzugehören, schärfte ganz entschieden das tendenziös-katholische Element in den Schriften Fernan Caballeros. Die deutsch-spanische Erzählerin hat in Spanien eine Rivalin: Gertrudis Gomez de Avellanada, eine geborne Cubanerin. Diese ist nicht minder gut gläubig, gut katholisch als Fernan Caballero. Aber wie mild und zart, wie menschlich billig gegen Andersdenkende erscheint sie (wenigstens in den Novellen, die uns zu Gesicht gekommen sind) gegen die Verfasserin der „Clemencia“ und „Lagrimas.“ So ist es denn auch nicht zufällig, daß in Übertragung und Kritik in allen den deutschen Kreisen, welche sich Fernan Caballeros Auffassungen verwandt fühlen, ein besondrer Enthusiasmus für die Deutschspanierin an den Tag gelegt wird.

Liest man nacheinander die ganze Reihe der Schriften, die hier charakterisirt wurden, und läßt den Geist des Fanatismus und der leidenschaftlichen Verherrlichung der Askese auf sich wirken, so wird es schwer, sich des Argwohns zu entschlagen, daß alle diese Erscheinungen weniger Ausdruck poetischen Dranges, weniger Ausdruck innerer Überzeugungen als Agitationsmittel sind. Die poetischen Konvertiten und die Propheten einer neuen Gegenreformation, welche die alte so ganz nebenher weißwaschen möchten, wissen im Grunde recht wohl, daß weder Aussicht ist, den Protestantismus aus der Welt zu schaffen, noch Aussicht, die Welt in ein großes Kloster zu verwandeln. Aber da dem so ist, soll wenigstens versucht werden, wieviel sich davon erreichen läßt, soll wenigstens gesagt werden, was die letzten idealen Ziele sind oder sein würden, wenn die Welt nicht Welt bliebe. In allen diesen Männern und Frauen lebt neben der eignen Anschauung und Empfindung eine Tradition, eine fremde Klugheit und Berechnung, sie alle werden an Fäden gelenkt, die sie zum Teil selbst nicht sehen. Hinterläßt diese Literatur einen durch und durch unerquicklichen Eindruck, so liegt die Frage nahe genug, ob denn alles in der neuesten deutschen Literatur, was aus den katholischen Teilen unsers Landes und Volkes stammt, den erörterten Charakter trage, eine Frage, auf welche glücklicherweise mit Nein geantwortet werden muß.